



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jegerlehner, Johannes: Venezianische Nacht : Erzählung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Venezianische Nacht

Erzählung von Johannes Jegerlehner



Es war zwischen Weihnachten und Neujahr. Mein Freund, ein junger Privatdozent für italienische Sprache und Literatur, saß neben mir in dem Rauchzimmer des kleinen Hotels auf der Engstlenalp. Wir waren die einzigen Skifahrer, denn die dreißig Engländer, die ihre Ankunft angesagt hatten, waren des schlechten Wetters wegen noch nicht erschienen, und so ließen wir die warmen Föhntage ohne Glimpf und Schimpf verbrausen, hielten sie uns doch die lästigen Fremden vom Halse.

Wir saßen oder lagen vielmehr mit langgestreckten Beinen in bequemen Klappstühlen. Eine große Skitour auf einen der gewaltigen Felsköpfe der Umgebung hatte uns bis in die Nacht zu schaffen gegeben. Zum Lesen war es zu dunkel, da die Lampe ruhte und flackerte. Der Wirt hing zwei Papierlaternen an die Decke, meinte lächelnd, wir müßten nun mit venezianischer Beleuchtung vorlieb nehmen und trug die Lampe mit dem schadhaften Brenner hinaus. Nun war es noch dämmeriger im Saal. Mein Freund bestellte eine große Flasche Glühwein, und bald versanken wir in stilles Träumen und lauschten dem schrillen Pfeifen des Windes, der den aufgewirbelten Schneestaub an die Hauswand schmiß und im ersten Stock einen Laden hin und her warf. Nach langer Pause erhob der Doktor den schönen Lockenkopf zu den Papierlichtern, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte: „Dieses elende Gestimmer soll eine venezianische Nacht vortäuschen. Haben Sie schon so ein Nachtfest mitgemacht?“

„O ja, schon mehrere,“ gab ich fröhlich zurück. „Am ersten August ist doch jeder Biergarten venezianisch beleuchtet. Und als mein Schwager Hochzeit hielt —“

„Ich meine eine wirkliche venezianische Nacht in Venedig.“

„Nein, das nicht. Die Lagunenstadt kenne ich nicht.“

„Sie müssen einmal hinreisen, im Frühling oder besser noch im Sommer. Vor einem Jahre habe ich während der größten Hitze sechs herrliche Wochen dort zugebracht — bis auf den Schluß, da brannte mir der Boden unter den Füßen und ich dampfte schleunig ab.“

„Herrgott, so reden Sie doch von Venedig. Lesen kann man bei diesem Halbdunkel doch nicht.“

„Dann muß ich Ihnen eine Herzensgeschichte ausplaudern. Also, meinetwegen. Eigentlich passen die düsteren Laternen dazu nicht so übel.“ Er zog die Uhr. „Es geht noch ein Stündchen bis Schlafenszeit. Wenn Sie zuhören wollen.“

Ich rutschte tiefer in den Stuhl hinein, kreuzte die Beine und versetzte lächelnd: „Jetzt können Sie erzählen, meinethalben bis Mitternacht. Ich werde Sie nie unterbrechen.“

„Die Calle Cristoforo,“ begann er, „ist eines jener dunklen muffigen Gäßchen, die Venedig in feinem Geäder nach allen Richtungen durchziehen. Im Winter treffen die Sonnenstrahlen nur das fünfte Stockwerk unter dem Dache. Die Leute hocken daher um die Mittagszeit, wenn sie nichts besonderes zu tun haben, auf den warmen Steinfliesen der Piazza dei Frari, deckeln die Augen zu, neigen den Kopf und lassen die Sonnenwärme durch die Glieder rieseln. Im Sommer guckt die Sonne jeden Tag einmal in den tiefen schmalen Häuser-schacht und belächelt den hemdärmeligen Zochelmacher, der mit einem drei Schuh hohen Lehrjungen auf offener Straße hämmert, nagelt und schnitzt. Im Nu entschwindet sie hinter der Giebelreihe, als ob der unangenehme Geruch von Gemüsen, faulenden Früchten, Fritturen und Schusterpech sie verscheuchte.“

Unweit dieses Gäßchens steht in massiger Behäbigkeit der verwitterte Marmortempel dei Frari, dessen Campanile, himmelhoch thronend über dem Tun und Lassen der Menschen, ins Firmament sich zu bohren scheint.

Über dem grautuchig verhüllten Eingang des Eckhauses an der Calle Cristoforo, wo ein breiter, von Abfallstoffen und Meersand getrübter Kanal in die Quere sich legt und heißenden Langeruch verbreitet, steht mit verwaschenen Buchstaben geschrieben: Liquori e Sel. „Selz“, sollte es heißen, aber der Kalkbewurf war stark zerbröckelt und die Schlusslettern fehlten.

Nebenan hielt eine häßliche Alte, die fast den ganzen Tag den Rücken buckelte, selig duselte und schnarchte, schöne Früchte feil. Ab und zu bemerkte ich vor den Fruchtkörben ein Dirnlein mit bernsteinfarbener Haarkrone, deren Glanz und Fülle meine Augen ganz berauschten. Einmal verschwand das Mädchen mit dem vollen Teller in der kleinen Trinkstube, in die sie offenbar hineingehörte, obschon das saubere, jugendfrische Gesicht nicht in die schmutzige Gasse und das ärmliche Haus zu passen schien.

Das Archiv, in dem ich während der heißen Mittsommerszeit arbeitete, wurde um drei Uhr geschlossen. Auf dem Heimwege betrat ich gewöhnlich die erste beste Bar, um den grimmigen Durst zu löschen.

Warum sollte ich nicht einmal in der Buvette der schönen Blondin mein Tamarindo a Selz trinken? Kurz entschlossen lenkte ich die Schritte eines Abends in die benachbarte Calle Cristoforo, teilte den grauen Vorhang und trat in das niedrige Lokal. Zwei verkerbte und abgeseuerte Tische, blankgespülte Gläser und halbgeleerte Likörflaschen bildeten die Ausstattung der kleinen Stube. Ich fühlte mich indessen rasch wohl und heimisch. Die blauen niedergezogenen

Gardinen an den beiden Fensterchen, das kühle Halbdunkel, der herbe Tamarindenast und die prachtvollen Zöpfe hinter dem Schenktisch ließen mich den heißen Dunst der Archivräume und die verzwickten Schnörkelschriften der Pergamente bald vergessen. Ich plauderte als einziger Gast mit der schönen Venezianerin über das Viertelstündchen, das ich mir sonst gewährte, hinaus. Lange konnte ich in dem Dämmer die Farbe ihrer Augen nicht herausfinden. Sie waren groß und mandelförmig geschnitten und blickten wie der fein geschliffene Kelch auf dem Türmchen des Buffetto. Über ihre weichen Lippen sprudelten die Worte so frisch und klar wie ein lauterer Schneebächlein, das durch blumige Aptriften rieselt, und eine Stunde verging, ich wußte nicht wie.

Jeden Tag kehrte ich fortan bei der blonden Nella ein, die ich als schlichtes Kind der Markustadt kennen lernte. Sie hauste mit einer häßlichen bogen-nasigen Alten, deren Züge wie aus Erz gegossen schienen und die sie Mutter nannte, obgleich die beiden im Gesicht kein Strichlein und kein Lächelchen gemein hatten. Im Benehmen der Tochter war bei aller Kindlichkeit eine vornehme Grazie, etwas ungemein Sympathisches, das meine Blicke gefangen nahm. In den Augen der Mutter, die sich nur selten zeigte, lag aber ein grüner giftiger Glanz, so daß ich unwillkürlich vorbeischaute, wenn sie ein Wort an mich richtete.

Ich bin im Grunde ein guter, einfältiger Kerl, buona pasta, wie die Italiener sagen. Wenn ich mit einem unschuldigen Lämmchen scharmuziere, so kommen mir immer Heiratsgedanken. Um die Schulbildung Nellas jedoch stand es erbärmlich schlecht, wie man es bei einem Volkskinde Italiens nicht anders erwarten durfte. Beim Lesen stockte sie häufig. Eine Zeitung hielt die Mutter nicht und Bücher besaß sie keine. Die Stadt Venedig umfaßte in ihren kindhaften Vorstellungen die halbe Welt. Von dem, was zu beiden Seiten von San Marco lag, jenseits des Lido und der Küste des Festlandes, hatte sie nur eine verschleierte Vorstellung — hier das Meer, dort Getreideäcker und Maisfelder und ganz in der Ferne die waldigen Alpen.

„Haben Sie in der Schweiz auch Berge, wie man sie vom Markusturm aus erblickt?“ fragte sie einmal mit heller Sopranstimme, oder „gibt es in der Schweiz auch ein Meer mit großen Schiffen?“

„Nein, Donzella mia,“ erwiderte ich. „Wir haben wohl hohe Berge mit Schnee und Eis darauf auch im Sommer, aber kein großes schönes Meer wie die Adria.“

„Prrr!“ schnurrte sie, öffnete die lachenden Augen und schüttelte den schweren Haarschopf. „Eis und Schnee auch jetzt noch bei der Hitze! In der Schweiz möchte ich nicht wohnen. Und Sie sind doch so fröhlich wie wir und haben Feuer in den Augen.“

Ich streichelte die schmale weiße Hand und rückte den Stuhl näher, indem ich sagte: „Die Schweizer sind sonst die reinsten Eiszapfen. Auf den Bergen zum Exempel befinden sich große Weiden, wo im Sommer die Herden grasen.“

Da sitzt am Abend der junge Hirte mit der Sennerin in der gleichen Stube, raucht einen sündhaft schlechten Knaster und sagt alle Pfeifenlängen ein Wort zu der Dirne. Und wenn es stockdunkel ist im Gemach, so wünscht er gute Nacht und sie schlüpft in die Nebenkammer und schläft so sicher und ruhig, als ob die Erzengel bei der Tür Wache ständen."

"Chè-chè," machte sie, stützte das Kinn in die Hand und schwieg. Ich rückte wieder um eine Spanne näher und legte den Arm um ihren Hals. „Weißt Nella, die Mplerinnen sind keine zierlichen Markustäubchen wie du eines bist. Die haben dicke rote Backen und ein winziges Schneckenzöpfchen, und wenn einer sie anrührt, so fauchen sie wie die Katzen. Wenn aber am frühen Morgen über den Bergen die Sonne emporsteigt und jedem Felskopf eine goldene Krone aufsetzt und die Wildbachorgeln das Morgenlied anstimmen, so vergißt man die hausbackene Sprödigkeit der Sennerinnen, *corpo di Vacco*, so großartig ist es auf den Bergen."

"Aber lange nicht so schön wie eine venezianische Nacht," wandte sie ein. „Die kennen Sie wohl nicht?"

"Doch, in den Städten haben wir auch venezianische Nächte. Man sitzt an großen Festtagen im Gärtchen, hängt einige Papierlaternen aus, raucht eine feinere Sorte Tabak und trinkt fünf, sechs Flaschen Pils dazu. Das nennen wir bei uns venezianische Nacht."

"Ohne Gondeln und das leuchtende Meer und ohne den Mond, der sich im Wasser badet? Nein, was seid ihr für komische Leute. Am elsten, da ist das große Fest, da werden Sie staunen! Sie machen doch auch mit? Da fährt ja die ganze Stadt in der Gondel!"

"Natürlich," rief ich aus. Ich hatte meine Sinne schon längst auf dieses sonderbare Volksfest gerichtet. „Da sitzt man wie ein Gott im Stern der Gondel und preßt das Liebchen in den Arm."

"Da werden Sie halt das Ihrige auch mitnehmen," sagte sie kokett und beugte den Kopf zur Seite.

"Wenn sie nicht Nella heißt," gelobte ich stürmisch, „so pfeife ich auf die ganze Herrlichkeit mit der Giudecca und den Lagunen. Kommst mit, Colombina?"

"Aber die Mutter — sie darf es nicht wissen. Ja, ich komme."

In ihren Augen sprühte es feuerheiß. Ein freudiges Lächeln ließ die schneeweißen Zähne schimmern, dann flog ein Schatten über das reizende Gesicht. Sie erhob sich rasch und starrte in jähem Schreck nach der Tür, unter der ein hagerer Mensch mit schwarzen stechenden Augen erschien. Der vornehme Gast musterte zuerst das Mädchen, dann mich mit einem Blick, in dem Hohn und Verachtung lag. Ich war im Begriffe aufzubrechen, aber diesem blassen Fremdling zum Trost blieb ich und bestellte noch einen Rikör.

"Und mir bringst du nichts, Damigella?" ertönte die heifere Stimme des unliebsamen Gastes. Er hatte sich ans andere Tischchen gesetzt, schlug jetzt die Beine übereinander, zog die Handschuhe lässig von der schmalen Hand und

zupfte an seinem graumelierten Schnurrbärtchen. Es war das Alltagsgeſicht eines Tagebiebes und Lebemenschen, in dem das Gemeine, ein grober Zug ins Sinnliche ſcharf hervorſtach.

„Commandi Signore,“ erklang die helle Stimme Nellas, durch die ein leiſes Zittern ging.

Der Glasköpfige leerte das Spitzglas in einem Zuge, erhob ſich, ſchwenkte um das Buffetto und ſchritt zur Thür hinaus, indem er noch die Worte hinwarf: „Ich habe mit der Mutter zu reden.“

„Was iſt denn das für ein widerwärtiges Geſpenſt?“ fragte ich das Dirnlein, deſſen Wangen noch eine leichte Bläſſe deckte.

„Ich kenne ihn weiter nicht,“ erwiderte ſie mit verhaltener Scheu. „Meine Mutter nennt ihn nur den Marchese. Er wohnt in einem ſtolzen Palaſt auf der Giudecca und kommt ſeit einiger Zeit jede Woche, verlangt nach der Mutter und läßt immer einen Rotenschein zurück. Ich habe ſo Angst vor dem Menſchen. Nicht wahr, Ihnen darf ich es ſchon ſagen. Sie meinen es gut mit mir? Sie ſind ja fremd hier und ziehen bald wieder fort. — Einmal kniff er mich in die Wange, aber ich ſchlug ihm ins Geſicht, worauf er lachte und höhrend rief: ‚Warte nur, ſlügges Herzchen.‘ Die Mutter aber ſchalt mich und rühmte den Unhold, wie er reich ſei und Gefallen an mir finde. Wenn er kommt, möchte ich fliehen, aber ich weiß nicht wohin.“

Ich tröſtete das verängſtigte Kind, dem eine Träne in den Wimpern hing, aber es war mir zumute wie einem Verirrten, der im Nebel herumtappt, tapfer drauf loſſchreitet und doch nicht ans Ziel kommt. Als ich gute Nacht wünſchte, drückte ſie in tiefer Behmut lange meine Hand und ließ ſie erſt unter der Thür loſ, wo ſie mir nachſchaute, bis ich aus dem Gäßchen in die Piazza einbog. Die Obſtfrau mit den hundert Runzeln im Geſicht, die vor ihrem Fruchtſtänder ſaß und den Tageserlös nachzählte, überrannte ich beinahe.

Am nächſten Tage war ich früher als ſonſt mit der Arbeit zu Ende. Es trieb mich zu dem blonden Mädchen, das auf mich wartete.

In der Buvette ſaß anſtatt der Tochter die Alte im Winkel über einen Papierbogen geneigt, den ſie mühsam entzifferte. Bei meinem Erſcheinen faltete ſie den Feſen und ſchob ihn in die Taſche. Ans Tiſchchen heranhumpelnd fragte ſie mit ſüßlicher Unterwürfigkeit nach meinem Wunſche. Ich ſuchte ein Geſpräch über den Marchese anzuknüpfen. Die Alte verkniff jedoch die Augen, riß ſie wieder auf und bohrte den Blick in mich. „Er kommt dieſe Woche nicht mehr und ich weiß nur, was alle Welt von ihm weiß,“ ſagte ſie ausweichend, machte ſich beim Schenttiſch zu ſchaffen und klappte laut mit den Gläſern, um weitere Fragen überhören zu können.

Da erſchien Nella mit einer Schale ſaumiger Pfirſche, die ſie vor mich hinſtellte. „Ich habe der armen Obſtfrau da drüben ein Kleines abgekauft. Sie iſt immer ſo lieb zu mir.“

Als sie die Mutter bemerkte, schwieg sie. Die Alte zog den Vorhang, verjagte mit einem Lappen das Fliegengeschmeiß und schlurfte dann selber zur Tür hinaus.

Nella sah blaß und müde aus. Die Goldkrone wölbte sich über der weißen Stirne.

„Du hast wohl schlecht geschlafen, Bimba,“ redete ich sie an und zog sie auf den Stuhl an meine Seite.

„Ich bin froh, daß du da bist,“ sagte sie traurig. „Ich habe die Nacht zwischen Wachen und Weinen zugebracht. Die Mutter hat mir vor dem Zubettgehen gesagt, daß der Marchese mich zur Frau verlange. Du weißt schon — nur so für eine Woche. Und da hat sie mir ein goldenes Kettlein um den Hals gehängt — vom Signor Marchese, der mich liebe und mich grüßen lasse. Ich habe die Kette in eine Ecke geschleudert, und dann hat die Mutter geschwiegen.“

Der Zorn gegen den Schurken stieg mir zu Kopfe. Sollte sozusagen am hellen Tage ein frevels Spiel mit dieser Unschuld getrieben werden. Und die Mutter könnte um ein paar lumpige Hundertmarktscheine ihr eigenes Kind opfern! Der Gedanke war entsetzlich.

Nella verstand meine Aufregung. „Fürchte nur nichts für mich,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Vorläufig ist die Gefahr nicht groß. Wenn er sich unterstehen sollte, mich zu zwingen, so wird er mich nur tot in sein Haus schleppen.“ Das sagte sie in ruhiger Ergebung. Aber das Kleid auf ihrer Brust straffte sich und ein leises Wogen verriet, daß sie das Bangen auch nicht mehr los werden konnte.

Ich stand auf und rief in voller Entrüstung: „Ich gehe noch heute auf die Polizei.“

„O, wo denkst du hin, das wäre für uns — für meine Mutter ganz sicher der Ruin. Schon einmal — nein, ich habe mir die Zukunft überlegt. Nächsten Montag reise ich zu einer Freundin nach Padua. Dort bin ich in sicherer Hut und dann komme ich nie mehr zurück. Morgen jedoch, da ist der erste. Da wollen wir zusammen gondeln. Die Garreggianta schwimmt schon auf dem Wasser. Du kommst doch?“

„Um wie viel Uhr?“

„So zwischen acht und neun.“

„Sagen wir um neun. Wo wollen wir uns treffen?“

Sie wies nach der Giudecca. „Dort wo die Zattere in den großen Kanal mündet.“

„Und wenn du nicht dort bist —“

„Dann bin ich tot!“ rief sie lächelnd und bot mir den Mund zum Kusse. Als ich draußen zurückschaute, stand sie auf dem Sockel, doch nicht blaß wie gestern, sondern mit purpurroten Wangen. Es dämmerte schon in dem Gäßchen, aber das kerngelbe Haar schimmerte noch golden und leuchtete wie der verglimmende Schein der Abendsonne. Sie winkte mit der Hand und rief „felice notte“.

(Schluß folgt)